

MUSTAFAH ABDULAZIZ / DER SPIEGEL

Künstler Levit am Klavier: »Hinter welchem Mond lebt ihr eigentlich?«

A Mensch

Klassik Igor Levit gilt als das Talent unter den jüngeren Pianisten. Er spielt Bach und zeitgenössische Komponisten – und hat eine politische Mission. *Von Jurek Skrobala*

Igor Levit tritt ins Rampenlicht, setzt sich ans Klavier und knallt den Deckel zu. Sein Publikum in der Londoner Wigmore Hall zuckt, jemand raunt »Jesus«, doch es klingt mehr wie eine Frage: Sollte man als Pianist nicht spielen statt zu knallen?

Fragen danach, was man sollte und was nicht, mag Levit nicht, schon das Wort »man« sei nicht seins, sagt er. Die »New York Times« nannte den 31-Jährigen, der in Berlin lebt, »einen der wichtigsten Künstler seiner Generation«, »den Pianisten des Widerstands«. Levit wird nicht nur

am Klavier laut, sondern auch mit seiner Stimme. Für sein Klavierspiel und sein politisches Engagement erhielt er Anfang des Jahres den renommierten Gilmore Artist Award, der alle vier Jahre an einen Pianisten vergeben wird. Dass Levit Haltung zeigt, führt nicht bloß zu Applaus. Ein Journalist schrieb, Levit solle sich den Vogelfänger Papageno aus Mozarts »Zauberflöte« zum Vorbild nehmen, dem ein Schloss vor den Mund gehängt wird, doch auch das klingt mehr wie eine Frage: Sollte man als Pianist nicht den Mund halten?

Nach dem Knall in London, der als »Bang!« in den Noten auf dem iPad vor ihm steht, spielt Levit erste Töne, sein Rücken gebeugt, als pirschte er sich ran. Dann grollt das Klavier wie ein Raubtier, und Levit pfeift wie ein Vogel, der warnt. Mal zieht er die Mundwinkel nach oben, mal schiebt er die Augenbrauen nach unten, mal beides, wie sein Lieblings-Emoji, 🤨.

Er spielt an diesem Abend im April die Weltpremiere eines Stücks des amerikanischen Komponisten Frederic Rzewski, eines Einzelgängers der Neuen Musik, der im Publikum sitzt und an dem Tag 80 wird.

Levit nennt Rzewski einen der bedeutendsten Komponisten unserer Zeit. Einen Freund. Und schiebt nach: »Er ist ein bockiger Bock.« Nach dem Konzert wird Rzewski sagen, er habe die Weltpremiere nicht schlecht gefunden, aber Levit müsse das Stück noch ein paarmal spielen, um es zu beherrschen, 10- bis 15-mal. »Rzewski hat etwas mit meinem Spiel gemacht«, sagt Levit. »Und mit meinem Kopf.«

Levit krabbelte, so erzählt er es gern, ans Klavier seiner Mutter, einer Pianistin, die ihn ab seinem dritten Lebensjahr unterrichtete. Ein Jahr später gab er sein erstes Solokonzert, zwei Jahre später mit Orchester. In der Pubertät begann er, Klavier in Hannover zu studieren. Er kam ins Finale beim namhaften Arthur-Rubinstein-Wettbewerb für junge Pianisten, als jüngster Teilnehmer in der Geschichte. Das Talent und die Ausdauer, die Wettbewerbe und die Preise, die vielen Konzerte und überschwänglichen Kritiker trugen zu seinem Ruhm bei. Noch vor seinem Examen an der Musikhochschule, höchste Punktzahl in der Geschichte, erklärte ihn die »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung« zu einem »der großen Pianisten dieses Jahrhunderts«. Levit hat es durch ein Nadelohr geschafft, durch das fast niemand passt. Doch auch ihm wurde es mal zu eng.

Als Teenager bekam er das Gefühl, in den Klavierstunden halb gare Wahrheiten serviert zu bekommen, die nichts mit ihm zu tun haben. Die Beethoven-Sonaten hier, die Chopin-Etüden da, immer das Gleiche. Er wollte nicht hören, dass man dies oder jenes tun sollte. Er kam sich vor wie in einer Fantasiewelt. Er wollte mehr Realität.

Auf der Suche nach Inspiration hatten Levit und ein Kommilitone angefangen, sich durch die CD-Sammlung der Hochschule zu hören, Buchstabe für Buchstabe, beim R blieben sie hängen. Das Cover der CD zeigte eine Mauer, an die jemand in Rot »The People United Will Never Be Defeated!« gesprüht hatte: »Das vereinte Volk wird nie besiegt werden!« Es sind Variationen, von Rzewski in den Siebzigerjahren auf Grundlage des chilenischen Kampflieds »El pueblo unido« komponiert, einer Hymne der Linken. Sie klingen, als löste sich das Ursprungsstück, mal mehr, mal weniger verstörend auf, als zerfiele das vereinte Volk. Levit hörte »People United« und war platt.

Mehr als zehn Jahre später nimmt er »People« auf, Rzewski neben Bachs Goldberg-Variationen und Beethovens Diabelli-Variationen. Er spielt »People«, das als nahezu unspielbar galt, live, immer wieder.

Als er die CD entdeckte, besorgte Levit sich die Noten von »People« und dachte: Rutsch mir den Buckel runter. Statt »People« zu lernen, schrieb er Rzewski damals eine E-Mail und fragte, ob der ein

Stück für ihn komponieren könnte. Rzewski antwortete: »Sollten Sie jemanden finden, der für den Auftrag bezahlt, werde ich etwas für Sie schreiben.« Levit fand jemanden, Rzewski schrieb, und Levit spielte ein Konzert mit den »Nano-Sonaten«, für ihn von seinem ein halbes Jahrhundert älteren E-Mail-Freund komponiert, und es ging plötzlich weniger darum, was man sollte, sondern darum, was möglich ist.

Am Tag vor dem Knall in London hat Levit mit einem Zürcher Orchester in Paris gespielt, in der Nacht gab es wenig Schlaf und viel CNN, er gähnt, zieht seinen Rollkoffer durch die Straßen Londons und bleibt stehen. »Oh Scheiße.« Er hat sein Bühnen-Outfit vergessen, die schwarzen Schuhe sind mit dem Orchester weitergereist. Er blickt auf die braunen, höchstens ein bisschen abgelaufenen Schuhe, die er trägt, die einzigen, die er dabei hat, und sagt:

»Eieieieie.«

»Das beachtet kein Schwein.«

»Was bin ich nur für ein Idiot?«

»Es ist okay. Es ist völlig okay. Es ist egal.«

Es ist, als spukten in ihm Fragen danach herum, was man sollte und was nicht.

Dann greift er zum Handy. »Angriff ist die beste Verteidigung«, sagt er und twittet ein Foto der braunen Schuhe: »Tonight's outfit for @wigmorhall 🍷.«

In seiner Twitter-Biografie schreibt Levit, er sei »Bürger, Europäer, Pianist«, in dieser Reihenfolge. @igorpianist, mehr als 15 000 Follower, twittet mehrmals täglich, über sich und Kollegen, über Musik und Kunst, zu seinem Repertoire gehören jüdische Witze und Rants gegen die Deutsche Bahn. Aber meistens geht es um Politik.

Unter dem Hashtag #MeTwo twittete er, adressiert an jene, die sich noch darüber wunderten, dass es Rassismus gebe: »Hinter welchem Mond lebt ihr eigentlich?« Er rief dazu auf, für zivile Seenotrettung zu spenden: »Es geht um Menschenleben, es geht ums Menschsein.« Oder er kritisierte Twitter selbst, das immer mehr »zu einer Grube voller Hass, Unmoral, Entmenschlichung« werde. Es ist eine andere Art von Bühne. Eine, auf der die leisen Töne untergehen.

Levit wird auch auf klassischen Bühnen politisch. Zuletzt im September, bei einem Konzert mit dem Orchester des WDR.

»Schweigen ist eine Verantwortungslosigkeit, die ich mir nicht leisten kann.«

»Eine Gesellschaft, die sich nicht gegen jede Idee stellt, dass es Menschen zweiter Klasse geben kann«, sagte er vor der Zugabe, »lässt es zu, entmenschlicht zu werden.« Die Hände des Pianisten zitterten.

Oder er sitzt neben Politikern und diskutiert, mit Norbert Lammert in der Berliner Philharmonie, mit Robert Habeck live auf Facebook. Redet er nicht mit Rechten? »Wir reden ja beinahe nur noch mit den Rechten. Und nur noch von den Rechten. Und nur noch wie die Rechten.« Mit dem Grünenpolitiker Volker Beck veröffentlichte Levit, der auch Hassmails bekommt, an den »Unterstützer der Judenkanzlerin Merkel« etwa, und der infolge des Skandals um die den Holocaust verharmlosenden Rapper Kollegah und Farid Bang seinen Echo zurückgab, einen Text in der »Zeit«, in dem es heißt: »Antisemitismus ist Alltag in Deutschland, oftmals unerkannt, meist un widersprochen. Die antisemitischen Vorfälle sind das eine, der Umgang der Gesellschaft damit ist das andere.«

Levit sagt: »Schweigen, sich mit einem Kunstberuf entschuldigen ist eine Verantwortungslosigkeit, die ich mir nicht leisten kann.«

Wieso nicht?

Die Flüchtlingskrise, auf die 2016 die Schließung der Balkanroute folgte, war für ihn ein »point of no return«, hat Levit mal gesagt. Ein Punkt, von dem aus er nicht zurückkonnte.

Am 23. Mai 2016 fuhr Levit mit einem Freund nach Idomeni, dem damaligen Flüchtlingslager an der Grenze zwischen Griechenland und Mazedonien, sie wollten es selbst sehen. Mehr Realität. Levit sah dort eine junge Helferin, die sagte, sie bliebe, bis ihr Bafög erschöpft sei. Er sah Jungs, ihre Habe in Plastiktüten bei sich, sie folgten den Schienen nach Idomeni, am Tag, als das Lager geräumt wurde. »Da, wo die herkamen, war nichts mehr, und da, wo die hingingen, auch nicht.« Er sah Zelte, an eines hatte jemand in Rot »Your silence killing us« gesprüht, »dein Schweigen tötet uns«.

»Idomeni hat einen Stempel in meinem Gehirn hinterlassen«, sagt Levit. Danach habe er begonnen, lauter zu sein. Er habe begonnen, mehr zu twittern. Er habe begonnen, Schriftsteller wie James Baldwin zu lesen, den afroamerikanischen Intellektuellen, der gegen Ausgrenzung anschrieb, für Levit ein »Menschenoffenleger«.

In einem Essay schrieb Baldwin über die Einsamkeit und die Rolle des Künstlers: »Die genaue Aufgabe des Künstlers besteht darin, die Dunkelheit zu erhellen, damit wir den Zweck nicht aus den Augen verlieren, die Welt zu einem menschlicheren Ort zu machen.«

Baldwins gesammelte Essays stehen in einem Regal in Levits Wohnung, in der



MUSTAFAH ABDULAZIZ / DER SPIEGEL

Musiker Levit: Es ist die linke Hand, was nichts mit Politik zu tun hat

Nähe des Holocaust-Überlebenden Primo Levi, des Ökonomen Thomas Piketty und fast allen Büchern von Maxim Biller, einem Freund von Levit. Thilo Sarrazin steht hier nicht. »Keine Zeit für so was.«

Drei Monate nach dem Knall in London sitzt Levit auf seinem Balkon in Berlin, schräg gegenüber eines Asylbewerberheims, und erzählt, was ihn neben Idomeni dazu gebracht hat, lauter zu sein. Eine Treppe führt vom Balkon ins Wohnzimmer, links steht sein Flügel, den er »Monk« nennt, nach dem Jazzpianisten Thelonious Monk. Auf Monk steht ein Foto, das Levit und Rzewski zeigt, Levit beugt sich vor und guckt wie das Emoji, Rzewski fuchelt. An der Wand hängt ein Bild. »Das hat Hannes gemalt«, sagt Levit.

Am 18. Juli 2016 starb Hannes Malte Mahler, 48, bei einem Fahrradunfall. Als Levit am Handy von Mahlers Tod erfuhr, brach er in seiner Wohnung zusammen, lag auf dem Boden, auf dem Mahler und er vor Kurzem noch gestanden hatten. Mahler, ein Hannoveraner Künstler und früherer Schüler der Performancekünstlerin Marina Abramović, war Levits engster Freund.

Nach einer durchzechten Nacht in Berlin, der Feier in seinen 25. Geburtstag, probte

Levit vor einem Konzert, Mahler saß im Publikum, die Ränge noch leer, Levit noch »grün im Gesicht«, wie Mahler sagte, von den vielen Gläsern Wermut. Levit spielte »People«, das für die Freunde zu einem Soundtrack ihrer Freundschaft werden sollte, zur wichtigsten Musik. Und da war noch ein Rzewski, der die Freunde bewegte.

Mahler und Levit saßen im Publikum, Rzewski spielte seine eigene Komposition in Hannover. Das Stück, schwer und frei, zerworfen und anmutig, hieß »A Mensch«. Rzewski widmete es einem toten Freund. Er erklärte, das Wort »Mensch« komme aus dem Jiddischen und bezeichne in Amerika einen guten Menschen.

Levits neues Album, »Life«, soeben erschienen, ist Mahler gewidmet. Es ist ein Konzeptalbum, das mit Trauer beginnt, der »Fantasia nach J. S. Bach« des Komponisten Ferruccio Busoni, der Anfang des 20. Jahrhunderts den »Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst« verfasste, in dem er schrieb: »Wer gegebenen Gesetzen folgt, hört auf, ein Schaffender zu sein.« »Life« endet im Frieden, mit dem »Peace Piece« des Jazzmusikers Bill Evans, und dazwischen liegt, was zum Leben gehört, die Düsternis und die Hoffnung bei Schu-

mann, die Feier, der Glanz, die Zerbrechlichkeit und die Ruhe bei Liszt. Im Kern von »Life« steht »A Mensch«.

Mahlers Tod habe alles verändert, sagt Levit.

Was genau?

Er habe weniger Angst, sagt er dann. Er sei klarer geworden, härter. Er mache mehr und grübele weniger. Er mache einfach. Und eines habe sich festgesetzt.

»Musik half einen Scheiß. Menschen haben geholfen.«

Am 9. November 2016, einen Tag nachdem Donald Trump zum Präsidenten gewählt worden war, sollte Levit Beethoven-Sonaten im Brüsseler Palais des Beaux-Arts spielen. Igor Levit trat ins Rampenlicht, setzte sich nicht ans Klavier und sagte: »Die Zeit, in meiner Komfortzone zu bleiben, ist vorbei. Wir müssen uns zu Wort melden und tun, was wir können, um unsere Gesellschaft menschlich zu halten.« Es war damals, nach Idomeni und Mahlers Tod, seine erste große Rede dieser Art, nach wenigen Sätzen unterbrochen, ein Mann rief, er wolle Musik hören, zum Schluss Applaus. In der Rede sprach er von sich als Europäer, der zufällig Musiker sei.

Nach Deutschland kam Levit mit acht Jahren. Seine Familie verließ Russland für ein Leben mit mehr Chancen. Nach einem der ersten Schultage in Hannover kam er heim und sagte auf Russisch: »Mama, ich werde besser Deutsch sprechen als die anderen.«

Ein Wort, um das Levits Deutsch mehr als 20 Jahre später kreist, ist »Mensch«. Heimat sei kein Ort, das seien Menschen. Er sagt, er sei »menschbezogen«, »menschfixiert«, »menschensüchtig«. Er wiederholt und variiert es, wie ein Leitmotiv. Auf Twitter schrieb er mal über die AfD, einer Partei aus »Menschen, die ihr Menschsein verwirkt haben«. Das brachte ihm ein paar Twitter-Hezen ein, aber auch Antworten wie: »Du hältst dich ganz offensichtlich für etwas Besseres.« Levit sagt: »Ich bereue kein Wort.«

Spricht Levit vom Menschsein, spricht er auch, manchmal ex negativo, davon, ein guter Mensch zu sein. A Mensch. Das mag auf manche pathetisch wirken, es klingt aber vor allem wie ein Kontrapunkt zu einer kühlen bis rauen, entmenschlichten Rhetorik, die in den vergangenen Jahren immer mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit, in die Mitte des politischen Diskurses gerückt ist: Geflüchtete als »Asyltouristen«, deren Helfer als »Asylindustrie«, Migration als »Flüchtlingsstrom« oder »Flüchtlings-tsunami«, die NS-Zeit, »ein Vogelschiss in der Geschichte«.

Dass Levit als Musiker überhaupt die Stimme erhebt, auf den Bühnen, in den sozialen und sonstigen Medien, ist an sich

nicht ungewöhnlich. Der größte Popstar unserer Zeit, die Sängerin Beyoncé, nutzt TV-Auftritte vor Millionen für feministische und antirassistische Botschaften, sie schweigt in Interviews und auf Instagram nicht zu Politik. Levit irritiert auch, weil er sich Ideen davon widersetzt, was eine Musik sollte und was nicht: dass Klassik eine Aura des Andächtigen umwehe, anders als Popmusik, in der ein Geist des Aufbegehrens herrsche. Nur sind die Grenzen längst verschwommen – spätestens heute, wo sich fast jeder an fast allem bedienen kann, wo jemand wie Levit auch Kanye Wests »My Beautiful Dark Twisted Fantasy« als Meisterwerk ansieht; Lang Lang spielt in Stadien, Lady Gaga singt in der Royal Albert Hall, und Aufbegehren, das war und ist auch klassisch, mit Musikern wie Kurt Masur, Daniel Barenboim oder der Venezolanerin Gabriela Montero, die sich gegen Missstände in ihrer Heimat einsetzt.

Doch nur, weil Levit Musiker und politisch ist, heißt das nicht, dass für ihn alles Musikalische politisch oder alles Politische musikalisch wäre.

Ein Juliabend in München. Im Foyer einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft sitzt Levit erneut neben Lammert, eine Podiumsdiskussion über »Freiheit, die ich meine«. Auf den Stühlen vor ihnen sitzen Männer im Anzug und Frauen im Abendkleid. Levit sagt, Rassismus sei keine Meinung, Lammert sagt, es sei eine Einstellung, die Gesellschaft müsse sich darüber klar werden, wie sie damit umgehe.

Das Publikum darf nun Fragen stellen. Ein Mann im Anzug fragt Levit etwas, doch es klingt mehr wie ein Rätsel: Könne er den Arabischen Frühling im Kontext des Heidelberger Frühlings einordnen?

Zwei Frühlinge, der eine ein Oberbegriff für Proteste im arabischen Raum, der andere ein Festival der klassischen Musik im Rhein-Neckar-Gebiet, bei dem Levit die Kammermusik Akademie leitet. Zwei Frühlinge, die eines eint: der Frühling im Namen.

»Äh, schauen Sie«, antwortet Levit, »das ist jetzt echt weit hergeholt.«

Manchmal ist Musik Musik und Politik Politik.

Am Ende bleibt Igor Levit im Rampenlicht, setzt sich ans Klavier und spielt. Er spielt ein Stück von Bach, von Brahms fürs Klavier aufgeschrieben, für eine Hand. Es ist die linke, was nichts mit Politik zu tun hat, sondern mit Musik.

Twitter: @skrobala

Video
Igor Levit
spielt

spiegel.de/sp422018levit
oder in der App DER SPIEGEL



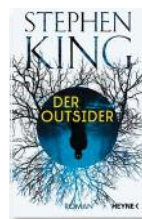
SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik


- 1 (2) **Charlotte Link**
Die Suche Blanvalet; 24 Euro
- 2 (1) **Carmen Korn**
Zeitenwende Kindler; 19,95 Euro
- 3 (3) **Jonas Jonasson** **Der Hundertjährige, der zurückkam, um die Welt zu retten**
C. Bertelsmann; 20 Euro
- 4 (4) **Juli Zeh**
Neujahr Luchterhand; 20 Euro
- 5 (5) **Rita Falk**
Eberhofer, Zefix! dtv; 8 Euro
- 6 (-) **Iny Lorentz** **Die Wanderhure und die Nonne** Knauer; 19,99 Euro
- 7 (10) **Jussi Adler-Olsen**
Miese kleine Morde dtv; 10 Euro
- 8 (-) **Elizabeth George**
Wer Strafe verdient Goldmann; 26 Euro
- 9 (6) **Martin Suter**
Allmen und die Erotik Diogenes; 20 Euro
- 10 (7) **Maxim Leo / Jochen Gutsch**
Es ist nur eine Phase, Hase Ullstein; 12 Euro
- 11 (12) **Annette Hess**
Deutsches Haus Ullstein; 20 Euro
- 12 (9) **Frank Schätzing**
Die Tyrannei des Schmetterlings Kiepenheuer & Witsch; 26 Euro
- 13 (8) **Robert Seethaler**
Das Feld Hanser Berlin; 22 Euro
- 14 (17) **Andreas Eschbach** **NSA – Nationales Sicherheits-Amt** Lübbe; 22,90 Euro
- 15 (16) **Timur Veres** **Die Hungrigen und die Satten** Eichborn; 22 Euro
- 16 (11) **Mariana Leky** **Was man von hier aus sehen kann** DuMont; 20 Euro
- 17 (14) **Paulo Coelho**
Hippie Diogenes; 22 Euro
- 18 (13) **Stephen King**
Der Outsider Heyne; 26 Euro

Im neuen Thriller erzählt King von der Jagd nach einem Kindermörder und steigt hinab in die Abgründe der amerikanischen Provinz
- 19 (15) **Isabel Allende**
Ein unvergänglicher Sommer Suhrkamp; 24 Euro
- 20 (18) **Jo Nesbø**
Macbeth Penguin; 24 Euro



Sachbuch

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen / Tobias Esch**
Die bessere Hälfte Rowohlt; 18 Euro
- 2 (4) **Thilo Sarrazin**
Feindliche Übernahme FBV; 24,99 Euro
- 3 (2) **Yuval Noah Harari** **21 Lektionen für das 21. Jahrhundert** C. H. Beck; 24,95 Euro
- 4 (3) **Kollegah**
Das ist Alpha! Riva; 22 Euro
- 5 (-) **Udo Lindenberg / Thomas Hüetlin**
Udo Kiepenheuer & Witsch; 24 Euro

Die Biografie des deutschen Altrockers, entstanden aus einem Porträt für den SPIEGEL. Eine große Geschichte voller Triumphe und Abstürze 
- 6 (5) **Dirk Müller**
Machtbeben Heyne; 22 Euro
- 7 (6) **Bas Kast** **Der Ernährungskompass** C. Bertelsmann; 20 Euro
- 8 (-) **Rainer M. Schießler**
Jessas, Maria und Josef Kösel; 20 Euro
- 9 (-) **Elli H. Radinger**
Die Weisheit alter Hunde Ludwig; 22 Euro
- 10 (9) **Christopher Schacht**
Mit 50 Euro um die Welt adeo; 20 Euro
- 11 (-) **Rainer Mausfeld**
Warum schweigen die Lämmer? Westend; 24 Euro
- 12 (14) **Richard David Precht**
Jäger, Hirten, Kritiker Goldmann; 20 Euro
- 13 (-) **Mrs. Bella**
Contour & Confidence Fischer; 16 Euro
- 14 (13) **Peter Hahne**
Schluss mit euren ewigen Mogelpackungen! Lübbe; 10 Euro
- 15 (7) **Harald Lesch / Klaus Kamphausen**
Wenn nicht jetzt, wann dann? Penguin; 29 Euro
- 16 (-) **Isabell Werth / Evi Simeoni** **Vier Beine tragen meine Seele** Piper; 22 Euro
- 17 (-) **Peter Wohlleben**
Das geheime Leben der Bäume Ludwig; 19,99 Euro
- 18 (10) **Margarete Stokowski**
Die letzten Tage des Patriarchats Rowohlt; 20 Euro
- 19 (-) **Frank Thelen**
Startup-DNA. Die Autobiografie Murmann; 22 Euro
- 20 (8) **Harald Meller / Kai Michel**
Die Himmelsscheibe von Nebra Propyläen; 25 Euro